

# Die Betonwüste lebt

Für viele Menschen ist die Natur in der Stadt eine Natur zweiter Klasse, bevölkert von schmarotzenden „Kulturfolgern“. Dabei haben urbane Gegenden unsere Agrarlandschaft in puncto Artenvielfalt längst überflügelt. Ein Plädoyer für die Stadtnatur

Text: Georg Etscheit

Ina ist unruhig. Die ganze Nacht hat die Wüstenbussard-Dame in ihrer Voliere verbracht. Jetzt will sie fliegen. „Hopp“, sagt Wolfgang Schreyer und der Vogel löst seine Krallen von dem dicken Lederhandschuh des Falkners und erhebt sich in die Lüfte. Ein Trupp Saatkrähen bemerkt den Greifvogel und dreht laut krächzend ab. „Die wissen langsam, dass sie hier nicht erwünscht sind“, sagt Schreyer.

Der 62-jährige ist Falkner und Jäger – Stadtjäger – in München (vgl. Kasten S. 16). Die Stadt Maisach im Münchner Speckgürtel hatte ihn angefordert, um eine Saatkrähenkolonie auf dem städtischen Friedhof zu vergrämen. „Die haben immer die frischen Blumen aus den Gräbern gerupft und den Besuchern auf den Kopf geschissen“, sagt Schreyer. Und die Nachbarn hätten wegen des ständigen Gekrächzes nachts kein Auge mehr zugemacht. Jeden Morgen, wenn die Vögel von ihren Schlafplätzen in der Stadt zur Nahrungssuche aufs Feld aufbrechen, und jeden Abend, wenn sie zurückkehren, steht er jetzt mit Ina parat. „Durch die regelmäßige Anwesenheit meines Bussards hat sich der Bestand der Krähen schon deutlich verringert“, sagt Schreyer.

Zu viele Tiere in der dicht bevölkerten Stadt können manchmal Probleme verursachen. Aber eigentlich sollte man sich freuen, was da alles krecht und fleucht. Denn längst übertrifft die Artenvielfalt in den Städten die in der freien Feldflur. Während es auf dem ausgeräumten, überdüngten und vergifteten Land immer stiller, trister und einsamer wird, weil die industrielle Landwirtschaft vielen Vögeln, Wildpflanzen und Kleinsäugetern die Lebensgrundlage raubt, haben sich die Städte zu Inseln der Artenvielfalt entwickelt. Mehr Arten auf so engem Raum findet man hierzulande nirgends. Eigentlich paradox, sollte man meinen, gelten doch die sprichwörtlichen „grauen Mauern“ der Städte mit ihren Beton- und Asphaltwüsten als lebensfeindlich.

Weit gefehlt, sagt Josef Reichholf, einer der angesehensten Ökologen in Deutschland. Bezogen auf eine gleich große Fläche des jeweiligen Umlands sei das Artenspektrum bei Tieren und Pflanzen in der Stadt deutlich größer. So brüten im Münchner Stadtgebiet mit seinen 300 Quadratkilometern mehr als 100 von 221 in Bayern vorkommenden Brutvogelarten. Und das, obwohl München zu den am stärksten verdichteten Städten Deutschlands zählt. Ähnlich sieht es im dreimal so großen Berlin aus. Dort leben mehr als 50 verschiedene Säugetierarten, etwa zwei Drittel der Arten, die in der weiteren Umgebung der deutschen Hauptstadt zu finden sind. Mit 20 600 unterschiedlichen Tier- und Pflanzenspezies, darunter eine 1500 Brutpaare große Population der Nachtigall, kann Berlin sogar den Titel der artenreichsten Hauptstadt Europas für sich beanspruchen.

Natürlich gibt es auch in der (noch) freien Natur immer noch Regionen, die einen ähnlichen Reichtum aufweisen, etwa die letzten Reste von Auwäldern entlang der Flüsse. Und es gibt „endemische“ Arten, die nur an ganz bestimmten Orten vorkommen, oder besonders störungsempfindliche wie den Schwarzstorch, die sich im Umfeld von Siedlungen und Verkehrsflächen nicht sehen lassen. Doch dass die Stadt für wilde Tiere und Pflanzen unwirtlich ist, sei ein Mythos, sagt Reichholf. Und Stadttiere seien auch keine Lebewesen zweiter Klasse, nur weil sie die Nähe des Menschen suchten. Manchmal werden sie abschätzig als „Kulturfolger“ bezeichnet, die im Müll nach Nahrung suchen und ihre Nester aus Plastikteilen zusammensetzen. Sind sie deshalb weniger wert? „Die Wildtiere ziehen freiwillig in die Städte“, sagt Reichholf. „Und sie wissen, was sie tun.“

## Städte bieten Sicherheit und Nahrung

Was ist es, was die Städte nicht nur für Menschen so attraktiv macht? Was ist der Grund für die überraschende Vielfalt? Eine Antwort lautet: Vielfalt. Kaum irgendwo sonst nämlich gibt es eine vergleichbare Zahl unterschiedlichster Biotoparten als in menschlichen Siedlungen. Angefangen bei Resten von Wildnis und traditionellen Kulturlandschaften über brach gefallene Industrie- und Verkehrsflächen, mehr oder weniger intensiv gepflegte Gärten, Parks und „Straßenbegleitgrün“ bis hin zu Mikro-Habitaten auf begrünten Dächern und in den Fugen und Ritzen von Mauern und Gehwegen. „Ein Netz von ökologischen Nischen“, sagt Dagmar Haase, Professorin für Stadtökologie an der Berliner Humboldt-Universität.

Oft grenzen extrem unterschiedliche Lebensräume hart aneinander, etwa ein Trockenrasen auf einem begrünten Dach, das im Sommer in praller Sonne liegt, an einen feucht-kühlen Park mit einem Wasserlauf. Ökologen sprechen von einer Mosaikstruktur ähnlich der eines Archipels in der Südsee. Jede Insel für sich mag nur einen durchschnittlichen Bestand an Arten aufweisen. Aber je mehr Inseln nahe beieinanderliegen, umso rasanter wächst die Diversität. Das ist darauf zurückzuführen, dass die verschiedenen Habitate zu verschiedenen Zeiten produktiv sind und die Arten zwischen ihnen wechseln können.

Ein weiterer Grund für den Artenreichtum in menschlichen Siedlungen ist das vielfältige und konstante Nahrungsangebot. In der freien Natur pendelt dieses Angebot je nach Witterung und Jahreszeit oft zwischen Überfluss und Mangel hin und her. In der Stadt dagegen liegt dank Wegwerfmentalität immer etwas Essbares auf den Straßen herum. Dazu kommt die aktive Fütterung. „Irgendeine Oma“, sagt Stadttjäger Schreyer mit Blick auf die Krähen, „steckt denen immer ein Stück Brot in den Schnabel.“

Sicherheit ist ein weiterer Grund für den städtischen Artenreichtum. In Städten wird den Tieren selten nachgestellt. Viele verlieren dadurch ihre Scheu vor dem Menschen und werden, wie Wildschweine und Rehe, wieder zu jenen tagaktiven Tieren, die sie einmal waren. Was zu Konflikten führen kann, wenn ganze Wildschweinrotten in die sorgsam gepflegten Vorgärten der Menschen einfallen. In Berlin gibt es regelmäßig solche Wildschwein Invasionen. Manchmal kommt es sogar zu Angriffen auf Menschen, wenn die Bachen ihre Jungtiere beschützen wollen. Das ist dann ein Fall für die Stadttjäger.

Immer zählen magere, trockene und warme Biotoparten zu den artenreichsten überhaupt. Ein solches Biotop ist auch die Stadt. In unseren Städten ist der Nährstoffeintrag wesentlich geringer als auf dem von Gülle und Kunstdünger überschwemmten Land. Die starke Bebauung speichert zudem Wärme und erleichtert im Winter das Überleben, wenn man von den extrem versiegelten Innenstadtbereichen einmal absieht. Wärme ist vor allem für Insekten wichtig, die wiederum anderen Tieren als Nahrung dienen. Viele Wildtiere zieht es in die Nähe der Menschen, weil sie dort mit größerem Erfolg ihre Jungen aufziehen und auf diese Weise zur Arterhaltung beitragen können. Und sie passen sich den besonderen Lebensbedingungen menschlicher Siedlungen oft erstaunlich schnell an. Amseln etwa singen lauter, um mit ihren Revier- und Balzgesängen den Verkehrslärm übertönen zu können. Spechte nutzen die Metallverkleidungen von Schornsteinen oder die Hauben von Straßenlaternen, um darauf besonders laut trommeln und einen Brutpartner anlocken zu können, während Marder, zum Schrecken der Autofahrer, die Wärme eines Motorraumes genießen und sich an den Gummischläuchen laben.

In Deutschland kommen 60 bis 70 Prozent jener Arten, die in der Stadt leben, auch im jeweiligen Umland vor. Dazu gesellen sich aber noch viele Neuankömmlinge, Neozoen (nicht heimische Tiere) und Neophyten (nicht heimische Pflanzen). Vor allem die städtische Flora wird durch Spezies aus allen Teilen der Welt bereichert, etwa durch den aus China stammenden Sommerflieder, der als „Schmetterlingsstrauch“ ein Dorado für Insekten ist. Bei den Vögeln zählen die im Rhein-Main-Neckargebiet vorkommenden Halsbandsittiche zu den auffälligsten nicht-heimischen Stadtbewohnern. Doch insgesamt hält sich die Verbreitung der „Aliens“ in Grenzen. In München machen die Fremdlinge unter den Brutvogelarten nur einen Anteil von geschätzten fünf Prozent aus.

Es gibt auch heimische Arten, die nur in Städten vorkommen. Dazu zählen neben den Tauben auch die Mauersegler, die als typische Gebäudebrüter fast ganz auf die Anwesenheit des Menschen und seiner Behausungen angewiesen sind. Je mehr Häuser energetisch saniert und alle Ritzen und Löcher versiegelt werden, umso stärker schwindet deren Lebensraum, was zu einem deutlichen Einbruch der Populationen dieser erstaunlichen Vögel geführt hat, die fast ihr ganzes Leben in der Luft verbringen und beim Fliegen sogar schlafen können. Deshalb plädieren Vogelschützer dafür, bei der Sanierung den Artenschutz mitzudenken und neue Nisträume für die Tiere zu schaffen, etwa in Form spezieller Nistkästen.

## Koevolution von Mensch und Tier

Städte hätten eine besondere Verantwortung für alle Arten, die den Schwerpunkt ihrer Verbreitung in dicht besiedelten Gebieten haben, sagt Florian Mayer vom Bundesamt für Naturschutz (BfN). Das dramatische Artensterben in den monotonen Agrarlandschaften würden sie aber nicht aufhalten oder gar ausgleichen können. Die Berliner Stadtökologin Dagmar Haase ergänzt, dass es nicht nur um den Schutz bestehender, sondern auch um die Entstehung neuer Arten gehe. Die immer größeren Städte seien Schlüsselorte für die Koevolution von Mensch und Natur: „Manchmal dauert es nur 20 bis 30 Jahre, bis Mutationen entstehen, die zu neuen urbanen Arten führen.“

So sei bei urbanen Wasserflöhen eine durchschnittliche Verringerung der Körpergröße festgestellt worden, mit der sie sich an die höheren Temperaturen städtischer Milieus anpassen, um die Atmung und den Sauerstofftransport im Organismus zu optimieren, so Haase. Und Regenwürmer in der Stadt reagieren widerstandsfähiger gegenüber bestimmten neuen Toxinen, etwa Metallverbindungen. „Solche Entwicklungen müssen wir zulassen und fördern, etwa durch große Schutzgebiete innerhalb von Städten.“ Wie in der schwedischen Hauptstadt, wo 1994 mit dem Königlichen Nationalstadtpark Stockholm der erste und bislang einzige städtische Nationalpark errichtet wurde (vgl. Kasten oben).

Mehr Naturschutz in der Stadt? Das ist ein heißes Thema, weil manche Naturschützer von der reinen Natur außerhalb der Metropolen träumen und der Stadtnatur skeptisch gegenüberstehen. Und weil die unterschiedlichen Nutzungsinteressen in den wachsenden Städten immer härter aufeinanderprallen.

Die Renaturierung der innerstädtischen Isar in München ist ein gutes Beispiel für solche Interessengegensätze. Zunächst deutschlandweit als vorbildlich gefeiert, wird der aus seinem Betonkorsett befreite Gebirgsfluss mittlerweile von Erholung suchenden Städtern regelrecht überrannt. „Für größere Tierarten wie Vögel, Amphibien und Reptilien hat diese Maßnahme kaum etwas bewirkt“, findet Manfred Siering vom Bund Naturschutz in München. „Die immer dichter auf den Kiesbänken und Uferstreifen lagernden Freizeitfreunde verhindern, dass die dort einst lebende Käfer- und Spinnenfauna sich wieder etablieren kann. Und in den für Fische durchlässiger gestalteten Fischaufstiegshilfen werden bei schönem Wetter die Bierkästen gekühlt.“ Jetzt fordern die Münchner Naturschützer drastische Beschränkungen der Freizeitaktivitäten, was aber kaum durchsetzbar erscheint.

Noch ein heißes Eisen: Nachverdichtungen. Viele Städte fördern derzeit die sogenannte Innenraumentwicklung, um den Wohnungsmarkt zu entlasten. Das unterstützen im Prinzip auch Umweltschützer, weil sie die Ausweisung neuer Baugebiete auf der grünen Wiese am liebsten auf null senken würden. „Selbst ein Maisacker ist besser als eine neue Versiegelung mit Beton“, sagt Magnus Wessel vom BUND. Andererseits rauben die vielen Dachausbauten, Fassadenrenovierungen und Neubauten vielen Arten wie Fledermäusen, Mauerseglern oder Wildbienen den Lebensraum. „Deswegen muss man bei Renovierungen oder Neubauten den Artenschutz immer mitdenken und neue Nistmöglichkeiten vor allem für Gebäudebrüter schaffen, auch über den gesetzlichen Standard hinaus.“

BfN-Experte Florian Mayer plädiert deshalb für eine „doppelte Innenentwicklung“ der „grünen“ und der „grauen“ Infrastruktur. Schließlich seien innerstädtische Grünflächen auch wichtig, um die Folgen des Klimawandels in den Städten abzuf puffern. Je nach Größe und Bebauungsdichte kann es in Städten infolge des Wärmeinseleffekts nachts bis zu neun Grad Celsius wärmer sein als im Umland. Mit einem Netz kleinerer Parks, mit Dach- und Fassadengrün könnten Städte klimatisiert und – vor allem für ältere Menschen unerträgliche – Hitzespitzen gebrochen werden.

Der Schutz und die Förderung der Stadtnatur gehören nach Meinung aller Fachwissenschaftler ganz oben auf die politische Agenda. Und dabei geht es nicht nur um Bestandszahlen und Temperaturkurven. Schon heute lebt jeder dritte Deutsche in einer Großstadt mit über 100 000 Einwohnern. Tendenz steigend. Und für immer mehr Menschen ist die Stadt beinahe zum einzigen Ort direkter Naturerfahrung geworden. „Der Mensch“, sagt Magnus Wessel vom BUND, „ist ein biophiles Wesen und braucht zum Wohlfühlen mehr als ein Dach über dem Kopf.“

Dass viele Menschen diese Erfahrung schätzen, kann man an einem schönen Sommersonntag im Nymphenburger Schlosspark in München beobachten. Dann richten sich oft Dutzende von Ferngläsern und Kameraobjektiven auf eine Baumhöhle in einer alten Linde am Großen See. Dort zeigt sich auch am helllichten Tag regelmäßig ein Waldkauz (*Strix aluco*). Manchmal beugt er sich etwas weiter aus seiner Behausung und scheint die neugierigen Menschen zu beobachten. Dann verschwindet er wieder in seiner Höhle, als wenn ihm der Aufruhr lästig würde. Abenteuer Wildnis für Jedermann mitten in einer Millionenstadt. Danke, kleiner Kauz! ■